

Sparen wir die Ökumene kaputt?

Kirchliche Transformation zwischen Haushaltszwang, geistlicher Verantwortung und ökumenischer Zukunft

Vortrag für „aufgetischt“ – Evangelischer Bund, 5. Februar 2026

Prälat Dr. Marc Witzenbacher, Freiburg im Breisgau

I.

„Sparen wir die Ökumene kaputt?“ – diese Frage ist nicht als rhetorische Zuspitzung gemeint, sondern als ekklesiologische Diagnosefrage. Sie richtet sich auf den Kern kirchlicher Selbstverständigung unter den Bedingungen **gegenwärtiger Transformationsprozesse**. Sie fragt nicht nur nach Haushaltsentscheidungen, sondern nach dem Kirchenbild, das sich in ihnen ausdrückt. Sie zwingt dazu, Prioritäten nicht nur funktional, sondern theologisch zu deuten. Denn die Art, wie Kirche spart, sagt etwas darüber aus, wie sie sich selbst versteht – als Organisation, als Traditionsraum oder als geistliche Wirklichkeit in Beziehung zur einen Kirche Jesu Christi.

Nahezu alle Kirchen in Deutschland und Europa stehen vor vergleichbaren **Herausforderungen**: sinkende Mitgliederzahlen, rückläufige Einnahmen, institutioneller Rückbau, strukturelle Verdichtung kirchlicher Arbeit, Regionalisierung von Verantwortung und Konzentration von Ressourcen. Pfarrstellen werden zusammengelegt, Gebäude aufgegeben, Arbeitsfelder priorisiert, Verwaltung zentralisiert. Diese Prozesse betreffen nicht nur Verwaltung und Organisation, sondern das gesamte Gefüge kirchlicher Präsenz: Liturgie, Bildung, Diakonie, Seelsorge, ökumenische Beziehungen und internationale Partnerschaften.

Auch dort, wo Sparbeschlüsse transparent vorbereitet, synodal beraten und verantwortungsvoll beschlossen werden, berühren sie mehr als nur Haushaltslogik. Sie greifen in das gelebte **Kirchenverständnis** ein. Denn jede Streichung, jede Kürzung, jede Schwerpunktsetzung beantwortet implizit die Frage: Was ist Kirche – und was ist für ihr Wesen entbehrlich? Genau an dieser Stelle wird die Debatte geistlich und ökumenisch relevant.

Sparen ist theologisch nicht neutral. Sparsentscheidungen sind Prioritätsentscheidungen – und damit implizite Bekenntnisentscheidungen. Sie zeigen, was als unverzichtbar gilt und was als disponibel erscheint. In ihnen wird Ekklesiologie praktisch vollzogen. Positiv sprechen wir von Schwerpunktsetzung; analytisch betrachtet handelt es sich um normative Auswahl. Wo ökumenische Arbeit, internationale Partnerschaften, Dialogformate und gemeinsame Bildungsprozesse überproportional unter Druck geraten, stellt sich deshalb die weiterführende Frage: Wird Ökumene als Wesensdimension von Kirche verstanden – oder als Zusatzaufgabe unter Finanzierungsvorbehalt?

Damit berührt die Sparfrage eine noch tiefere Ebene: die Frage nach Gott selbst. Kirchliche Transformation ist nicht nur Organisationswandel, sondern geistlicher Prozess. Sie betrifft nicht nur Strukturen, sondern die geistliche Ausrichtung kirchlicher Existenz. Kirche erneuert sich nicht aus institutioneller Selbstoptimierung, sondern aus erneuerter Hinwendung zu Gott. Wo diese theozentrische Dimension fehlt, wird Transformation zur bloßen Schrumpfungsverwaltung. Wo sie leitend wird, kann sie zur geistlichen Klärung und Neuorientierung werden.

Die tiefere Krise der Kirche ist nicht zuerst Strukturkrise, sondern Gottesbeziehungskrise. Wo die Gottesfrage an den Rand tritt, rücken Strukturen ins Zentrum. Wo Gott neu ins Zentrum rückt, relativieren sich Strukturen. Diese Perspektive ist nicht konfessionell exklusiv, sondern ökumenisch anschlussfähig. Denn die gemeinsame Hinwendung zu Gott bildet den tiefsten Konvergenzpunkt der Kirchen. Ökumene ist daher nicht zuerst Strukturprojekt, sondern geistlicher Vorgang gemeinsamer Gottesausrichtung. Sie wächst aus gemeinsamer Umkehr, gemeinsamer Christusbindung und gemeinsamem Hören auf das Wort Gottes.

II.

Reformatorische Ekklesiologie versteht Kirche nicht als in sich gegründete Heilsinstitution, sondern als Geschöpf des Wortes – **creatura verbi**. Kirche lebt aus dem Zuspruch Gottes, nicht aus institutioneller Selbstbehauptung. Die Confessio Augustana (1530) bestimmt Kirche dort, wo das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente recht verwaltet werden (CA VII). Diese Bestimmung ist bewusst konzentriert und zugleich anspruchsvoll. Sie relativiert institutionelle Vollformen, ohne kirchliche Gestalt aufzulösen. Daraus folgt eine doppelte Bewegung: Freiheit gegenüber eigenen Strukturen und Bindung an das Evangelium.

Wo Kirche wesentlich Wortgeschehen ist, kann sie sich nicht konfessionalistisch verengen. Das Evangelium überschreitet unsere kirchlichen Grenzen. Daraus ergibt sich eine ökumenische Grundbewegung: Wer vom Wort her Kirche versteht, muss Einheit vom Evangelium her denken. Ökumene ist dann nicht Zusatz, sondern Konsequenz des eigenen Kirchenverständnisses.

Ökumene ist ihrem Wesen nach gemeinsame Hinwendung zu Gott. Sie beginnt nicht bei Verträgen, nicht bei Strukturmodellen, nicht bei Ressourcenteilung, sondern bei gemeinsamer Umkehr und gemeinsamer Christusbindung. Die gemeinsame Gottesausrichtung bildet den innersten Grund ökumenischer Bewegung. Einheit wächst dort, wo Kirchen gemeinsam Gott suchen, ihn bekennen und von ihm her Kirche verstehen. Darin liegt ihre geistliche Tiefe – und zugleich ihr kritisches Potential gegenüber rein funktionalen Kooperationsmodellen.

Der gegenwärtige **Transformationsdiskurs** operiert häufig mit Kategorien der Organisationsentwicklung: Prozessdesign, Steuerungsmodelle, Effizienz, Optimierung. All das ist

notwendig – aber theologisch nicht hinreichend. Biblisch angemessener ist der Begriff der Umkehr. Transformation ist Metanoia: Neuorientierung im Licht Christi. Sie betrifft Ziel, Richtung und Motiv kirchlicher Existenz. Ohne diese geistliche Tiefendimension droht Transformation zur Anpassungsstrategie zu werden.

Damit verschiebt sich auch der Maßstab kirchlicher Erneuerung. Nicht zuerst Reichweite, Effizienz und Stabilität sind entscheidend, sondern **Christusbindung, Gottesbeziehung und geistliche Fruchtbarkeit**. Transformation ist dann nicht Selbstumbau der Institution, sondern geistliche Neuausrichtung der Communio.

Wenn Transformation geistlich verstanden wird, stellt sich die Frage nach den zugrundeliegenden Leitbildern umso schärfer. Sparprozesse folgen nicht nur finanziellen Zwängen, sondern bestimmten impliziten Kirchenbildern. Sie lassen sich als Modelle lesen, die jeweils unterschiedliche **ekkesiologische Vorentscheidungen** transportieren.

Ein **erstes** Modell kann als **verwaltungskirchliches Reduktionsmodell** beschrieben werden. Hier erscheint Kirche primär als Institution mit definierten Kernaufgaben, deren Stabilität unter knapper werdenden Ressourcen gesichert werden soll. Gespart wird vor allem an randständig wahrgenommenen Arbeitsfeldern, an experimentellen Formaten, an internationalen und ökumenischen Beziehungen. Leitend ist die Logik institutioneller Selbsterhaltung. Ekklesiologisch entspricht diesem Modell ein organisationszentriertes Kirchenverständnis. Kirche erscheint vor allem als Trägerin religiöser Dienstleistungen. Ökumene wird folgerichtig als Zusatzaufgabe betrachtet – wichtig, aber verzichtbar.

Ein **zweites** Modell lässt sich als **kernaufgabenorientiertes Konzentrationsmodell** beschreiben. Hier wird versucht, vom Auftrag her zu priorisieren: Verkündigung, Seelsorge, Sakramente, Bildung. Das ist theologisch reflektierter, birgt aber eine eigene Gefahr. Problematisch wird dieses Modell dort, wo Ökumene nicht als Dimension aller Kernaufgaben verstanden wird, sondern als eigener Sektor neben ihnen. Dann wird übersehen, dass Verkündigung, Liturgie und Diakonie selbst ökumenisch verfasst sind. Die entscheidende Frage lautet dann nicht: Haben wir noch Mittel für Ökumene? Sondern: Wie sind unsere Kernvollzüge selbst ökumenisch geprägt?

Ein **drittes** Modell kann als **communio- und sendungsorientiertes Transformationsmodell** bezeichnet werden. Hier werden Sparprozesse ausdrücklich geistlich interpretiert. Ausgangspunkt ist nicht die Institution, sondern die Sendung. Gefragt wird: Wo dient unsere Struktur dem Evangelium – und wo bindet sie Kräfte? In diesem Modell wird Ökumene nicht als Kostenfaktor, sondern als Verstärkungsraum gemeinsamer Sendung verstanden. Kooperation ist nicht Notlösung, sondern Ausdruck gemeinsamer Christusbindung. Implizit liegt diesem Modell eine communio-ekkesiologische Sicht zugrunde: Kirche existiert in Beziehung – zu Christus und zueinander.

Ein **viertes**, zunehmend beobachtbares Modell ist ein **projektförmiges Netzwerkmodell**. Unter Sparbedingungen entstehen flexible, oft zeitlich befristete

Kooperationsformen über konfessionelle Grenzen hinweg: gemeinsame Sozialprojekte, regionale Seelsorgenetzwerke, ökumenische Bildungsinitiativen. Dieses Modell ist beweglich und kontextsensibel, birgt aber die Gefahr mangelnder Verbindlichkeit. Ekklesiologisch stellt sich hier die Frage, wie Netzwerk und Communitas zueinander stehen: Reicht funktionale Vernetzung – oder braucht kirchliche Gemeinschaft auch institutionell verlässliche Gestalt?

Kein Sparmodell ist theologisch unschuldig. Jedes transportiert Vorentscheidungen darüber, was Kirche ihrem Wesen nach ist. Deshalb brauchen Sparprozesse **geistliche Unterscheidung**. Sie müssen ausdrücklich nach ihrer impliziten Ekklesiologie befragt werden. Eine hilfreiche Prüffrage lautet: Würde ein außenstehender Beobachter aus unseren Sparscheidungen erkennen, dass wir Kirche als Teil der einen weltweiten Kirche Jesu Christi verstehen – oder nur als regionale Religionsorganisation?

Gerade an dieser Stelle gewinnt die betonte Gottesfrage besonderes Gewicht. Transformation ist geistliche Bewährungsprobe. Sie fordert dazu heraus, nicht zuerst Strukturen, sondern die Gottesbeziehung ins Zentrum zu stellen. Wo Kirche sich primär um sich selbst dreht, verliert sie geistliche Orientierung. Wo sie sich gemeinsam auf Gott hin ausrichtet, gewinnt sie neue Klarheit. Die theozentrische Wende ist kein frommer Zusatz, sondern hermeneutischer Schlüssel kirchlicher Erneuerung.

III.

Die gegenwärtige Situation konfrontiert die Kirchen zudem mit einer Erfahrung, die lange vermieden wurde: **struktureller und mentaler Mangel**. Gewohnte Selbstverständlichkeiten tragen nicht mehr. Finanzielle Sicherheit schwindet, institutionelle Reichweite nimmt ab. Diese Erfahrung wird meist ausschließlich als Defizit beschrieben. Theologisch lässt sie sich jedoch anders deuten: als geistlicher Lernort.

Biblich gehört **Armut zur Erfahrungswelt des Glaubens**. Gottes Volk lebt nicht aus gesicherter Fülle, sondern aus Verheißung. Geistliche Armut kann deshalb zu einem Ort der Klärung werden. Sie entlarvt kirchliche Selbstgenügsamkeit und verweist neu auf Gott als tragenden Grund. Sie verschiebt den Fokus von institutioneller Stärke auf geistliche Tiefe.

Hier liegt eine besondere ökumenische Chance. In der ökumenischen Theologie ist seit langem von der „Ökumene der Gaben“ die Rede. Keine Kirche besitzt die Fülle des Evangeliums exklusiv. Jede bringt spezifische Charismen ein und bleibt zugleich auf die anderen verwiesen. Unterschiedliche konfessionelle Profile erscheinen dann nicht nur als Abweichungen, sondern als gegenseitige Lernangebote. Gerade unter Bedingungen knapper Ressourcen tritt diese gegenseitige Verwiesenheit deutlicher hervor.

Evangelische Wortzentrierung und Rechtfertigungstheologie, katholische Sakramentalität und Kontinuitätsbetonung, orthodoxe Liturgietiefe und Pneumatologie, freikirchliche Partizipation und Gemeindeverantwortung – solche Profile sind nicht nur Differenzen,

sondern Potentiale. Ökumene beginnt dort, wo Kirchen einander nicht primär als defizitär, sondern als gegenseitig notwendig wahrnehmen. Geistliche Armut wird dann zur Schule konfessioneller Demut.

Diese Perspektive verändert auch den Blick auf **konkrete Praxisfelder**. Die gemeinsame Nutzung kirchlicher Gebäude ist vielerorts selbstverständlich geworden. Evangelische Kirchen werden für katholische Werktagsgottesdienste geöffnet, katholische Gemeindehäuser für evangelische Gruppen, ökumenische Zentren entstehen in neuen Wohngebieten. Organisatorisch ist das Kooperation – theologisch ist es mehr. Der Kirchenraum verliert seine Funktion als konfessioneller Besitzmarker und wird zum Ort geteilter Sendung. Räume dienen dem Evangelium, nicht der Konfession.

Entscheidend ist die Perspektivverschiebung: Nicht zuerst die Frage „Wer zahlt welchen Anteil?“ ist leitend, sondern „Was geschieht hier geistlich gemeinsam?“ Wo diese Frage leitend wird, verändert sich die Symbolik kirchlicher Präsenz. Besitz tritt zurück, Zeugnis tritt hervor. Gastfreundschaft ersetzt Abgrenzung.

Ähnliches gilt für die geistliche Ökumene. Gemeinsame Andachten, Schriftlesungen, Buß- und Versöhnungsgottesdienste, Friedensgebete oder Krisenliturgien entsprechen dem, was in der ökumenischen Theologie als Herz ökumenischer Bewegung bezeichnet wird. Gemeinsames Gebet ist nicht kleinster gemeinsamer Nenner, sondern tiefster gemeinsamer Grund. Wo gemeinsam gebetet wird, ist Einheit nicht nur Ziel, sondern bereits reale – wenn auch unvollständige – Wirklichkeit.

Empirische Beobachtungen unterstreichen das: Gemeinsame liturgische Praxis verändert konfessionelle Wahrnehmung nachhaltiger als Dialogdokumente allein. Wer miteinander betet, liest und singt, nimmt einander anders wahr als derjenige, der nur übereinander liest. Geistliche Erfahrung bereitet lehrmäßige Verständigung oft erst vor.

Gerade unter Transformationsbedingungen kann **geistliche Ökumene** zu einer tragenden Ressource werden. Sie braucht wenig institutionelle Mittel, aber geistliche Verbindlichkeit. Sie stärkt Vertrauen, vertieft Christusbindung und schafft Erfahrungsräume gelebter Einheit sowie auch eine Praxis der gelebten Einheit, die weitere konkrete Konsequenzen nach sich zieht.

Besonders aufschlussreich sind ökumenische Praxisformen gegenseitiger **Stellvertretung** in Regionen mit geringer kirchlicher Dichte. Pfarrerrinnen und Pfarrer vertreten sich konfessionsübergreifend in Seelsorgekontexten, bei einzelnen (neuen) Kasualien (z.B. Schulgottesdienste) oder in regionaler Präsenz. Ehrenamtliche arbeiten selbstverständlich über Konfessionsgrenzen hinweg zusammen. Was kirchenrechtlich oft noch begrenzt ist, ist pastoral längst Realität.

Theologisch betrachtet ist Stellvertretung mehr als Notlösung. Sie ist ein **Lernort für ein vertieftes Verständnis von Amt** und Dienst. Wer stellvertretend handelt, repräsentiert nicht zuerst die eigene Institution, sondern Christus. Amt erscheint hier nicht als

konfessionelle Grenzmarkierung, sondern als repräsentativer Christudienst. Anerkennung geschieht gewissermaßen performativ, bevor sie kirchenrechtlich vollständig vollzogen ist. Solche Praxisformen können als vorlaufende Ökumene verstanden werden – als gelebte Einheit vor vollständiger theologischer Klärung.

Damit rückt die ökumenische **Amtsfrage** neu in den Horizont. Reformatorisch wird das Amt als Dienst an Wort und Sakrament bestimmt. Es ist kein Selbstzweck, kein sakraler Besitzstand, sondern funktional auf die Evangeliumsverkündigung bezogen. Zugleich betonen katholische und orthodoxe Traditionen die sakramentale und personal-kontinuierliche Dimension des Amtes. In den ökumenischen Dialogen der letzten Jahrzehnte ist deutlich geworden, dass trotz bleibender Differenzen eine wachsende Konvergenz im Dienstcharakter des Amtes besteht. Entscheidend ist die gemeinsame Bezogenheit auf Christus und den Aufbau der Communio.

Unter Sparbedingungen besteht jedoch die Gefahr, Amt primär als Personalressource zu behandeln: verfügbar, reduzierbar, umverteibar. Die ökumenische Perspektive widerspricht dieser Engführung. Amt ist vor aller Ressourcenlogik eine geistliche Größe. Es steht im Dienst der Gottesbeziehung der Gemeinde. Wo Amt nur funktional gedacht wird, verliert Kirche eine wesentliche Dimension ihrer geistlichen Gestalt.

Eng damit verbunden ist die Frage **geistlicher Leitung**. Transformationsprozesse sind nicht nur Managementaufgaben, sondern Prozesse geistlicher Unterscheidung. Leitung ist deshalb mehr als Steuerung. Sie ist Dienst an der gemeinsamen Ausrichtung auf Gott. Unterschiedliche konfessionelle Traditionen bringen hier unterschiedliche Stärken ein: stärker sakramental verankerte Leitungsverständnisse auf der einen Seite, stärker wort- und gewissensgebundene Autoritätskritik auf der anderen. In ökumenischer Perspektive können diese Akzente einander korrigieren und vertiefen.

IV.

Internationale Ökumene wirkt darüber hinaus als notwendiges Korrektiv gegen kirchliche Binnenverengung. In der Begegnung mit Kirchen anderer Kontinente wird erfahrbar, dass westeuropäische Strukturdebatten nicht das Zentrum kirchlicher Wirklichkeit darstellen. Das paulinische Bild vom Leib Christi gewinnt hier konkrete Kontur: Die verschiedenen Glieder sind aufeinander angewiesen und tragen einander.

Wachsende Kirchen im globalen Süden, Minderheitskirchen unter politischem Druck, lebendige Basisgemeinden mit hoher Beteiligung zeigen, dass kirchliche Vitalität nicht primär an institutioneller Stabilität hängt. In vielen dieser Kontexte ist ökumenische Kooperation keine Option, sondern Überlebensbedingung. Konfessionelle Konkurrenz wäre dort schlicht nicht tragfähig. Kooperation entsteht aus geistlicher Notwendigkeit – und wird entsprechend gedeutet.

Internationale Partnerschaften weiten deshalb nicht nur den Horizont, sondern korrigieren ekklesiologische Selbstverständlichkeiten. Sie stellen Rückfragen an einen zu

engen Organisationsfokus und erinnern an die missionarische und diakonische Dimension von Kirche. Wer sich dies alles spart, verliert nicht nur Projekte, sondern Erfahrungsräume kirchlicher Universalität.

V.

Eine besondere ökumenische Perspektive eröffnet der Blick auf das Jahr **2030 – das 500-jährige Jubiläum der Confessio Augustana**. Dieses Bekenntnis war ursprünglich kein Kampfdokument, sondern ein Verständigungsversuch. Es entstand im Bemühen, Einheit zu bewahren und Reformanliegen innerhalb der einen Kirche zur Sprache zu bringen. Sein Ton ist konziliant, seine Argumentation anschlussfähig an Schrift und alte Kirche.

Gerade darin liegt sein bleibendes ökumenisches Potential. Die Confessio Augustana versteht sich nicht als Gegenbekenntnis, sondern als evangelische Auslegung des gemeinsamen Glaubens. Ihr Fundament ist der doppelte Rekurs auf die Heilige Schrift und die altkirchlichen Glaubensbekenntnisse. Damit verweist sie über konfessionelle Profilierung hinaus auf eine gemeinsame Basis. In ökumenischer Perspektive kann sie als Referenztext gemeinsamer Verständigung über Rechtfertigung, Kirche, Sakramente und Amt neu gelesen werden.

Das Jubiläum 2030 bietet deshalb die Chance, nicht nur historisch zu erinnern, sondern geistlich neu anzusetzen: weniger konfessionelle Selbstvergewisserung, mehr gemeinsame Rückwendung zur Mitte des Glaubens. Die CA kann als Einladung gelesen werden, Kirche nicht von Abgrenzung, sondern von gemeinsamer Gottesbeziehung her zu denken. Einheit entsteht dort, wo Kirchen gemeinsam Gott bekennen und von ihm her ihre Gestalt bestimmen.

VI.

Damit verbindet sich ein kritischer **Hinweis für gegenwärtige Spar- und Transformationsprozesse**. Unter Ressourcenknappheit entsteht leicht die Versuchung, Ökumene funktional zu begründen: Kooperation vor allem dort, wo sie Kosten senkt, Personal spart, Strukturen verschlankt. Organisatorisch und ökonomisch mag das sinnvoll sein. Theologisch ist es zu wenig. Denn so wird Ökumene vom Wesensmerkmal zur Zweckgemeinschaft. Einheit erscheint als Nebenprodukt kluger Planung, nicht als geistliche Wirklichkeit.

Eine Ökumene, die sich nur rechnet, verrechnet sich theologisch. Sie verliert ihre geistliche Tiefendimension. Die ökumenische Bewegung lebt nicht aus Effizienz, sondern aus gemeinsamer Christusbindung. Wo diese Grundlage verloren geht, wird Ökumene verzichtbar – und genau darin liegt ihre eigentliche Gefährdung.

Deshalb brauchen Sparprozesse ausdrücklich **geistliche Kriterien**. Sie müssen nicht nur wirtschaftlich verantwortbar, sondern theologisch verantwortet sein. **Leitfragen** können sein: Dient diese Entscheidung dem gemeinsamen Zeugnis? Fördert sie geistliche

Gemeinschaft? Stärkt sie die gemeinsame Hinwendung zu Gott? Ermöglicht sie ökumenisches Lernen? Welche implizite Ekklesiologie wird hier praktisch vollzogen?

Ökumene entscheidet sich ohnehin weniger in Dokumenten als im Alltag kirchlicher Praxis. In vielen Gemeinden existiert eine stille ökumenische Realität: gemeinsame Besuchsdienste, ökumenische Projekte, konfessionsübergreifende Ehrenamtsteams und vieles mehr, vieles entwickelt sich auch gegenwärtig. Hier geschieht Ökumene nicht aus strategischem Kalkül, sondern aus gewachsenem Vertrauen. Gerade darin liegt ihre theologische Qualität. Kirche wird als **Gemeinschaft geteilter Verantwortung** erfahrbar.

VII.

Der gegenwärtige Transformationsprozess kann so zu einem **ökumenischen Kairos** werden. Ein Kairos ist mehr als ein günstiger Zeitpunkt. Er ist eine geistliche Entscheidungszeit. Transformation wird zum Kairos, wenn sie nicht primär als Krisenbewältigung, sondern als geistlicher Lernweg verstanden wird. Im Horizont der Gottesfrage gewinnt sie Richtung. In der gemeinsamen Hinwendung zu Gott gewinnt sie Tiefe.

Vielleicht liegt die tiefste ökumenische Lernchance der Gegenwart darin, Sparen selbst gemeinsam zu lernen: unterscheiden, loslassen, neu ausrichten – nicht gegeneinander, nicht auf Kosten der anderen, sondern miteinander. Sparen kann dann zu einer geistlichen Übung werden: im Prüfen der Geister, im gemeinsamen Hören auf das Wort Gottes, im gemeinsamen Fragen nach dem Auftrag.

Die Zukunft der Kirche wird kleiner, verletzlicher und beweglicher sein. Aber sie kann auch klarer, geistlicher und verbindlicher werden. Ihre ökumenische Dimension wird nicht optional sein, sondern konstitutiv – nicht als Strukturfusion, sondern als **verbindliche Verbundenheit im gemeinsamen Zeugnis** des Evangeliums.

Die entscheidende Frage lautet deshalb nicht: Wie kommen wir möglichst unbeschadet durch diese Transformationsphase? Sondern: Wie werden wir in ihrer neu Kirche – gemeinsam vor Gott?

Ökumene ist dabei keine Nebenoption. Sie ist geistliche Konsequenz der gemeinsamen Gottesbeziehung. Einheit entsteht nicht durch Spargemeinschaft, sondern durch Glaubensgemeinschaft. Transformation wird dann zum ökumenischen Aufbruch, wenn sie zur gemeinsamen Metanoia wird – zur erneuerten Hinwendung zu Gott, der Ursprung, Maßstab und Ziel aller kirchlichen Erneuerung ist.